

Johannes Kramer (Trier)

**Alte Kameraden beim Marsch durch die Romania  
oder  
*Doi filologi de școală veche***

Wenn man einmal ein bestimmtes Alter erreicht hat, kann man mit einigem Recht davon berichten, welche Ereignisse und Zufälle es bewirkt haben, dass man dahin gekommen ist, wo man heute steht. Mein jahrzehntelanger Freund und Fachkollege Wolfgang Dahmen hat 2012 in der Festschrift für Marius Sala auf Rumänisch berichtet, warum er Sprachwissenschaftler geworden ist – *din întâmplare* und *indirect*, also zufällig und indirekt, und das würde ich von mir auch so sagen. Unsere Lebenswege haben uns vor über vierzig Jahren zusammengeführt, und seither haben wir viele Dinge in der Wissenschaft und noch mehr Dinge außerhalb der Wissenschaft gemeinsam unternommen, nicht zuletzt das eine oder andere, das jeder von uns allein nie angegangen wäre. So sind wir denn inzwischen alte Kameraden beim Marsch durch die Romania – was bitte nicht im militärischen Sinne missverstanden werden möge, denn wir sind wirklich überzeugte Zivilisten, die auch der seinerzeit üblichen Prägung oder lieber Verformung durch die Bundeswehr aus dem Weg zu gehen wussten; wenn mancher karriereverliebte Romanist sich ganz im Sinne von Ion Luca Caragiale als *Un pedagog de școală nouă* hätte bezeichnen wollen, so waren wir immer damit zufrieden, *doi filologi de școală veche* zu sein, interessiert an allem, was man sprachlich ausdrücken kann, offen auch für alle Eindrücke, die sich im Alltagsleben oder auf Reisen auftun, aber ziemlich uninteressiert an methodologischem Kling-Klang und an hierarchischen Abstufungen.

Das Interesse an Sprachlichem bildet sich normalerweise in der Gymnasialzeit aus. In Mönchengladbach, wo ich zur Schule ging, gab es in den sechziger Jahren vier Gymnasien, zwei für Mädchen und zwei für Jungen; von diesen war eines das Mathematisch-Naturwissenschaftliche Gymnasium, das mein späterer Schüler und Freund Rainer Schlösser im Abstand einer Schülergeneration besuchte, und eines das Stiftisch-Humanistische Gymnasium, das mein Freund und Kollege Günter Berger frequentierte. Als ich mit meinen Eltern die Schulen von außen betrachtete, als der Übergang von der damaligen Volksschule anstand, entschied ich

mich eindeutig und unwiderruflich – ich konnte ein Dickkopf sein – für das Stiftisch-Humanistische Gymnasium, weil es am Eingangportal zwei schöne Säulen und zwei Figuren im hellenisierenden Stil aufwies; dass mein Vater, der als Dolmetscher beim „Tommy“ im NATO-Hauptquartier arbeitete, eher zur nützlichen Naturwissenschaft neigte, konnte mich nicht im Geringsten beeindrucken.

Und so machte ich mit zehn Jahren mit der ersten Fremdsprache am humanistischen Gymnasium, also mit dem Latein, Bekanntschaft, das mir zunächst wenig gefiel, weil man Vokabeln und vor allem trockene Grammatik lernen musste, das aber zunehmend interessanter wurde, je mehr die Vermittlung einer fremden Welt, des untergegangenen römischen Reiches, ins Zentrum des Unterrichts rückte. Gut Ding will Weile haben, besonders in der beschaulichen Schulwelt einer rheinischen Provinzstadt, aber mit vierzehn-fünfzehn Jahren stand es für mich fest, dass mein Leben sich nie mehr aus dem Dunstkreis der Sprache und der Kultur der alten Römer lösen sollte. Natürlich war mir klar, dass Latein allein nicht reichen konnte, und so kaufte ich mir auf einer Reise zu meiner Tante, die bei Duisburg wohnte, in der größten Buchhandlung der Stadt eine altgriechische Grammatik, den „Kaegi“, und das dazugehörige Lehrbuch, und von da an lernte ich planmäßig eine Stunde pro Tag Griechisch, denn in der Schule war ich ja auf dem „neusprachlichen Zweig“, der mit – *horribile dictu* – fünf Wochenstunden Englisch in der Quarta einsetzte und zwei Jahre später in der Obersekunda mit ebenfalls fünf Wochenstunden Französisch weiterging. Beide Fächer waren nicht mein Hobby, weil ich sie entsetzlich langweilig fand (ein halbes Jahr lang täglich ein Abschnitt aus *The Bridge of San Luis Rey* von Thornton Wilder oder aus dem *Vol de nuit* von Antoine de Saint-Exupéry würde auch einen heutigen Schüler „schaffen“).

Der Schulalltag der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre unterschied sich natürlich von dem, was heute normal ist: Die Lehrer, ausschließlich männlichen Geschlechts, waren zehn oder zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch sehr geprägt von diesem wohl tiefgreifendsten Erlebnis ihres Lebens, sie waren fast alle Soldaten gewesen – und hatten logischerweise Menschen erschossen, was bei modernen Studienräten ja nicht anzunehmen ist. Die Wechselfälle des Lebens hatten sie teilweise aus Ostpreußen oder Schlesien ins Rheinland verschlagen, sie waren oft im Schuldienst, weil das in ihren Augen unglückliche Kriegsende anspruchsvollere Karrieren (ich erinnere mich an verklärende Erzählungen über das Reichsamt für Bodenforschung) verstellt hatte, sie wandten durchaus brachiale Methoden an (Schläge mit den Zeigestock auf die Hand waren nicht

selten), und der Gipfel der Bildung konnte darin bestehen, dass man wusste, wie man mit einem Ruderboot über Flüsse und Kanäle von Leningrad nach Stalingrad gelangen konnte.

Schon als Zwölf-, Dreizehnjähriger empfand ich die Verlogenheit und den Mief der Adenauer-Jahre deutlich, und das galt übrigens auch für einige meiner Mitschüler: Günter Berger, damals der einzige leibhaftige Protestant in meiner näheren Umgebung, begeisterte sich wie ich für literarische Texte, Franz Josef Schürings, der erst in der schulischen Umgebung willensstark vom Gladbacher Platt, das man bei ihm zu Hause auf dem Bauernhof sprach, zum Schriftdeutschen übergang, brachte seine Begeisterung für technische Erfindungen – und fürs Mopedfahren – in unseren Kreis, und man traf sich in kleiner Gruppe bei *Tchibo* oder im angesagten *Café Heinemann* zu weltweisen – und auch naseweisen – Gesprächen über Philosophie und Politik. Immerhin, wir lasen und diskutierten Schopenhauer und Nietzsche, und die ausgewählten Werke von Karl Marx, Friedrich Engels, Vladimir I. Lenin und Josip V. Stalin schärften durchaus den politischen und auch philosophischen Sinn.

Wirklich froh war ich aber, wenn ich den Nachmittag der zunächst schwierigen Lektüre der *Coniuratio Catilinae* widmen konnte oder mir mit viel Mühe Xenophons Bericht über den Zug der Zehntausend erschloss. In der Rückschau glaube ich, dass wenige Menschen des 20. Jahrhunderts den stereotypen Satz ἐντεῦθεν διήλθον παρασάγγα εἴκοσι πρὸς πόλιν μεγάλην καὶ εὐδαίμονα καὶ οἰκουμένην „von dort aus zogen sie zwanzig Parasangen weiter zu einer großen, wohlhabenden und volkreichen Stadt“ mit soviel Begeisterung wiedererkannt haben wie ich damals – ἀνέγνωκα τὴν Ἑλληνικὴν ἀλήθειαν! Natürlich begeisterte mich die lebhaft und variierte griechische Literatur bald viel mehr als die meist stocksteife lateinische, und als meine Tante mir zum fünfzehnten Geburtstag eine deutsche Übersetzung von Arrians Alexandergeschichte schenkte, war mein Berufswunsch klar: Klassischer Philologe.

Gleichzeitig klopften drei Sprachen an meine Tür, die damals in deutschen Gymnasien kein Daseinsrecht hatten. Das Niederländische habe ich sozusagen von Kind auf über den Umweg des Niederdeutschen erlernt, und seit meinem zwölften Lebensjahr beherrsche ich es auch grammatisch einigermaßen; darüber habe ich in der *Festschrift für Wilhelm Theodor Elwert* berichtet (1991, 11-20) und brauche es hier also nicht zu wiederholen. Die Volkshochschule in Mönchengladbach bot einen Italienischkurs an, und da ich damals – wie es auch heute noch der Fall ist – überzeugt

war, dass Italienisch die natürliche Fortsetzung des Lateinischen ist, sozusagen das Latein des 20. Jahrhunderts, machte ich mich mit vierzehn Jahren begeistert ans Italienische, das anders als das Schulfranzösische schon deswegen „ernsthafter“ daherkam, als ich es als kleiner Schüler in der Volkshochschule zusammen mit Erwachsenen lernte.

Eine dritte Sprache, die ich in Grundzügen erlernte, war das Rumänische, und um das zu erklären, muss ich etwas weiter ausholen. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war es, Auslandssendungen europäischer Rundfunkstationen zu hören, und da stieß man in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts unweigerlich auf *Radio Moskau*, das mit beachtlicher Kilowattstärke viele Stunden am Tag auch auf Deutsch die Segnungen des Sozialismus in die Welt posaunte. Ich war davon mehr als beeindruckt und erlebte einen politischen Linksdrall (der so lange anhielt, bis ich zu meiner tiefen Enttäuschung mehr als zehn Jahre später Rumänien nicht als kommunistisches Paradies, sondern als real existierenden korrupten Balkanstaat erlebte). In meiner Begeisterung wollte ich unbedingt die Sprache eines sozialistischen Landes erlernen, und nachdem mir das Russische zu viel Aufwand zu erfordern schien, entschied ich mich für das Rumänische. Von meinen Griechischerfahrungen wusste ich ja schon, wie man das anstellen musste: Ich kaufte mir also unter beachtlichen Schwierigkeiten – man musste damals seltenere Bücher im örtlichen Buchhandel bestellen und dann einige Wochen warten – die *Rumänische Elementargrammatik* von Ion Popinceanu. Bis zum Abitur hatte ich mir dann einige Sprachkenntnisse erworben, allerdings so, wie man Griechisch und Latein lernt: Die Fähigkeit, geschriebene Texte zu verstehen, hatte ich einigermaßen, mündliche Äußerungen waren eine ziemliche *terra incognita*, und selber etwas auf Rumänisch zu sagen, das ging gar nicht (und ich brauchte es ja auch nicht, weil es in Mönchengladbach einfach keine Gesprächspartner gab).

Im Jahre 1966 standen das Abitur und die Entscheidung für ein Studium an. Eine Zeit lang hegte ich den Traum, in Leiden zu studieren, aber aus finanziellen und organisatorischen Gründen wurde daraus nichts. Köln, die damals Mönchengladbach am nächsten gelegene Universitätsstadt, wurde bei mir wie bei den meisten meiner Schulkameraden der Studienort, wenn sie nicht zu technischen Inhalten nach Aachen gingen. Allein war ich in Köln mit meiner Fächerwahl nicht, denn Günter Berger, mit dem ich in der Unter- und Oberprima die Interessen für das Lateinische und zunehmend das Griechische geteilt hatte, studierte in Köln dasselbe wie ich: Griechisch und Latein, daneben als drittes Fach Romanistik, was zunächst

einmal auf lange Sicht in einem Lehrerberuf die Anstellungsgarantie lieferte und somit das wirtschaftliche Auskommen sichern sollte. Romanistik war damals natürlich der vornehmere Ausdruck für Französisch, garniert mit einem Sprachkurs in Italienisch oder Spanisch, und da die Sprache eines damals noch von Franco mit eiserner Hand regierten Landes nicht in Frage kam, wenn man sich „links“ fühlte, fiel die Wahl notwendigerweise auf Italienisch, das zudem durch die *Bandiera rossa* geadelt war. Im Laufe unseres Studiums, das wir beide am gleichen Tag im Jahre 1971 mit einer Promotion im Fach Griechisch abgeschlossen haben, Günter Berger mit einer Edition des *Etymologicum genuinum*  $\beta$  und ich mit der Edition eines auf Papyrus erhaltenen Ekklesiastes-Kommentars von Didymos dem Blinden, haben wir unsere Schwerpunkte ausgetauscht: Er war Hilfskraft in der Byzantinistik beim „Fallschirmspringer“ Berthold Rubin und wandte sich der Literaturwissenschaft zu, ich schlüpfte in der Romanistik unter und gewann Gefallen an der Sprachwissenschaft. Nach Ende des Studiums arbeiteten wir beide noch im Kölner „Ableger“ der Bielefelder Linguistik und erkannten schnell, dass der damalige *Shooting Star* Harald Weinrich für uns persönlich keinen zukunftsweisenden Kometen darstellte. Unsere Wege trennten sich geographisch nach diesem Zwischenspiel: Günter Berger ging als literaturwissenschaftlicher Romanist nach Bielefeld und dann nach Bayreuth, ich trat in der sprachwissenschaftlichen Abteilung der Bonner Romanistik eine Stelle als Lektor an, genauer gesagt als Lektor für Altfranzösisch, wobei netterweise in meinem schematisierten Arbeitsvertrag stand, dass ich „Muttersprachler“ sei – in Wahrheit war ich meinen zahlreichen Studentinnen und Studenten, die in ihrem Staatsexamen eine Altfranzösisch-Klausur zu absolvieren hatten, nur eine oder zwei Lektionen voraus, aber Lehrende haben es vorbereitungstechnisch ja einfacher als Lernende. Nach zwei Semestern kehrte ich reumütig zur lieb gewonnenen traditionellen Romanistik in Köln zurück, aber natürlich hatte ich in Bonn Altfranzösisch aus dem Effeff gelernt.

Zurück zur eigentlichen Studienzeit! Voller Begeisterung frönte ich nicht nur der Beschäftigung mit dem Lateinischen und dem Griechischen, wobei ich mich, angeregt durch die mit kölschem Zungenschlag vorgeführte Gelehrsamkeit des damaligen Privatdozenten Ludwig Koenen, zunehmend auf die Papyrologie spezialisierte, sondern ich versuchte auch, aus dem Brotstudium Romanistik das herauszupicken, was mich interessieren könnte. Französische Literatur, das hieß zunächst *les frères Goncourt* beim Altmeister Fritz Schalk und die Romane Balzacs bei seinem damals jungen und aufstrebenden Schüler Arnold Rothe, vermochte

mich an der Universität ebensowenig zu fesseln wie im Gymnasium, und die großen Studierendenzahlen wirkten auch abschreckend. Da fand ich es dann sehr erholsam, zu den kleinen Übungen im Italienischen Zuflucht nehmen zu können, *Lectura Dantis* bei Fritz Schalk, Autoren des Humanismus bei Agostino Sottili und Bandellos *Novelle* bei Manfred Lentzen. Hier kannte man sich schnell πρόσωπον πρὸς πρόσωπον, die Vorgehensweisen der klassischen Philologie waren angesagt und perfekte Sprachbeherrschung hatte einen wesentlich geringeren Stellenwert als die Kenntnis der ἀναγωγή. Kurz, in der Italianistik fühlte ich mich wohl, und da man damals in der Romanistik davon ausging, dass jemand, der sich im Italienischen engagiert, sich im Französischen sowieso auskannte, konnte ich diesen ungeliebten Fachteil im Wesentlichen *ad acta* legen: Einmal noch, vor dem Staatsexamen, musste ich ihn *nolens volens* aufleben lassen, aber das war's dann auch.

Was ich aber schnell in der Romanistik noch faszinierender fand als die Italianistik waren die Veranstaltungen zum Rumänischen. Durch eine Vereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sozialistischen Republik Rumänien war in Köln, mit Lehraufträgen in Aachen, Bonn und Düsseldorf, ein rumänisches Lektorat eingerichtet worden („ABCD-Lektor“), das von Nordrhein-Westfalen finanziert wurde, aber mit „volkseigenem“ Personal aus Rumänien besetzt war. In meiner Kölner Zeit habe ich Mircea Zaciuc, Pompiliu Marcea, Vladimir Drimba, Vasile Arvinte und Ion Talos̃ erlebt, alles ausgewiesene Wissenschaftler. Hier konnte man tatsächlich so etwas wie Rumänistik betreiben und seine sprachlichen Fähigkeiten ausweiten, außerdem wichtige Klassiker lesen; so habe ich mit der *Miorița* und mit Ion Creangas *Amintiri din copilărie* meine damals noch bescheidenen Rumänischkenntnisse aufgebessert. Freilich, praktische Fähigkeiten im Gebrauch der rumänischen Umgangssprache konnte man in zwei Wochenstunden wirklich nicht erwerben, und so war ich mehr als erfreut, als das rumänische Unterrichtsministerium, das zuvor jahrelang *Cursurile de vară* für ausländische Professoren in Sinaia organisiert hatte, einen Sommerkurs für dreißig Studierende aus der Bundesrepublik Deutschland einrichtete, gegenüber dem königlichen Sommersitz Sinaia etwas bescheidener im Bukarester Studentenheim von Grozăvești, aber immerhin.

Im September 1970 brach also eine Kölner *delegație*, bestehend aus Günter Berger, seiner damaligen Freundin, meiner späteren Frau und mir zu einer zweiundvierzigstündigen Zugfahrt auf, um tatsächlich im Laufe eines Monats in die rumänische Alltagssprache und vor allem in den ru-

mänischen Alltag einzutauchen – eine wichtige Lebenserfahrung, über die ich hier nicht berichten will. Auf der langen Zugfahrt lernten wir übrigens freundliche Siebenbürger ungarischer Muttersprache kennen, was letztlich zur Folge hatte, dass wir uns etwa ein Jahrzehnt lang ziemlich intensiv mit *a magyar nyelv* beschäftigten und unsere Kenntnisse bei Sommerkursen in Debrecen aufpolierten; ja, wir brachten sogar einige unserer Freunde, beispielsweise Wolfgang Dahmen, dazu, es uns gleichzutun. Aber bleiben wir bei unseren rumänischen Abenteuern!

Zunächst galt es ja, das Studium in Köln abzuschließen. In der klassischen Philologie waren damals Editionen von Abschnitten aus den im Krieg im ägyptischen Tura gefundenen Papyri des griechischen Kirchenschriftstellers Didymos als Dissertationsthemen an der Tagesordnung. 1971 hatten meine Frau und ich die Bearbeitung unserer jeweiligen Didymos-Teile fertig, und am Ende des Sommersemesters wartete also das Rigorosum auf uns, natürlich mit dem einstündigen Hauptfach Griechisch und dem ersten halbstündigen Nebenfach Lateinisch. Als zweites Nebenfach hatten wir Romanistik gewählt, damals keine ganz einfache Wahl, denn in der halben Stunde waren zwei Sprachen zu absolvieren; für uns hieß das natürlich nicht, wie üblich, Französisch und eine andere romanische Sprache, sondern Italienisch und Rumänisch, sicher eine Kombination, die nur dieses einzige Mal in einer romanistischen Nebenfachprüfung in Deutschland gewählt wurde (Kramer 2005, 645).

Anschließend ging es darum, beruflich Fuß zu fassen. Meiner Frau gelang es, sich in der Klassischen Philologie in Köln einzurichten, ich wurde nach der zweisemestrigen Bonner Lektorenzeit Assistent am Romanischen Seminar in Köln. Mein Sprungbrett waren die Faszikel des *Etymologischen Wörterbuchs des Gadertalischen*, mit dessen Publikation – im Privatdruck auf eigene Kosten – ich schon in meiner Studienzeit angefangen hatte. Eine in jeder Hinsicht verbesserte Neubearbeitung dieses Anfängerunternehmens stellte später das achtbändige, im Hamburger Buske-Verlag von 1988 bis 1998 erschienene *Etymologische Wörterbuch des Dolomitenladinischen (EWD)* dar, das ich dann mit einer Arbeitsgruppe in Siegen erarbeitete, nachdem ich mich 1976 in Köln mit einer historischen Grammatik des Dolomitenladinischen habilitiert hatte. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern kehre zu den Kölner Jahren zurück.

Sich als Assistent in einem Romanischen Seminar einen Platz zu verschaffen, wenn man keine echte romanistische „Vergangenheit“ vorzuweisen hat, dem Französischen weniger Reize abgewinnen kann als anderen

romanischen Sprachen und dazu noch mit dem „Makel“ der Lateinlastigkeit kämpfen muss, das war in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht einfacher, als es das heute noch wäre. Der Ausweg war, dass man freiwillig das machte, was die Kollegenschaft nicht gerne machte. Das hieß in meinem Fall, dass ich die total unbeliebten Altfranzösisch-Übungen (mit ihren Unterscheidungen zwischen Erbwörtern, halbgelehrten und gelehrten Wörtern, heute den meisten Studierenden nur noch nebelhaft vertraute Kategorien) übernahm, die ich schon aus Bonn gewohnt war, dass ich Texte des 19. Jahrhunderts heranzog, deren Verfasser sich eines künstlichen Mittelfranzösischen bedient hatten (Honoré de Balzac, *Contes drôlatiques* und Charles de Coster, *Ulenspiegel*), dass ich Randgebiete wie Belgien, die Schweiz oder Südtirol ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellte und dass ich sprachübergreifende romanistische Themen übernahm sowie dann und wann sogar eine Ecke für das Vulgärlateinische frei machte. Das kam bei den Studierenden gut an, das fand aber auch Wohlwollen auf der „Chefetage“, die sich im Vergleich zu meiner Studienzeit erheblich verändert hatte: Die späten sechziger Jahre konnten sich ja noch der Abendsonne der vorangegangenen Epoche erfreuen, repräsentiert vom großen Fritz Schalk, der den menschlichen Zug hatte, alle romanischen Sprachen mit einem sehr deutlichen Wiener Zungenschlag zu artikulieren, und vom weniger großen, aber dafür Sprachen mit Virtuosität meisternden Joseph M. Piel, der es verstand, Studierende für an sich trockene Gebiete wie Namenkunde und Völkerwanderungszeit zu begeistern. Gleichzeitig begann die aufgehende Sonne der neuen Zeit in der Figur von Harald Weinrich zu scheinen, zu dem ich freilich wohl wegen seiner überhöhten Frankreichfreundschaft und seiner wohlüberlegten Abkehr von der Historie nie ein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. All das war aber seit dem Anfang der siebziger Jahre Schnee von gestern, denn zwei Schüler von Harri Meier aus Bonn, Hans-Dieter Bork und Artur Greive, übernahmen das Szepter der Sprachwissenschaft – *dominatio Bonnitatis*, wie die alten Kölner spottend sagten. Ich war Assistent von Hans-Dieter Bork und traf mich mit ihm in der Vorliebe für Sprachgeschichte und fürs Latein, und da er gerne Französisch machte, ich nicht, blieben auch größere Konflikte aus, obwohl wir ziemlich unterschiedliche Charaktere sind, weil er von protestantischer Ernsthaftigkeit geprägt ist und ich mir rheinisch-katholische Leichtlebigkeit – und manchmal Leichtsinnigkeit – angeeignet hatte.

Zu den Vergnügungen meiner Assistentenzeit gehörte aber weiter der Besuch der Rumänischveranstaltungen, und hier war im Sommersemester 1972 einer der Höhepunkte eine Exkursion deutscher Universitätsmitar-

beiter nach Rumänien, zu der der ABCD-Lektor Pompiliu Marcea die Eingangsvoraussetzungen schuf. Die eigentlichen Organisatoren waren die Freiburger Romanisten unter Paul Miron, der schon damals auf die Unterstützung seiner späteren Frau und Nachfolgerin Elsa Lüder rechnen konnte, und es nahmen beispielsweise Wilhelm Theodor Elwert und Hans-Martin Gauger teil. Die Kölner Gruppe bestand neben Pompiliu Marcea aus Christian Wentzlaff-Eggebert, Günter Berger, den beiden Kramers – und aus Wolfgang Dahmen. Diese Reise war geprägt durch allerlei Missgeschicke, die zeit- und landestypisch waren: Die rumänischen Organisatoren meinten beispielsweise, dass eine *mașină modernă și puternică*, wie sie uns das Unterrichtsministerium zur Verfügung gestellt hatte, die fünfhundert Kilometer lange Strecke zwischen Bukarest und Iași in drei Stunden zurücklegen könne, weswegen wir in Bukarest alle Zeit der Welt hatten und erst abends um sechs losfuhren und erstaunlicherweise nachts gegen drei in Iași ankamen, wo uns noch Festreden und eine üppige Mahlzeit erwarteten, die natürlich absolviert werden mussten. Wolfgang Dahmen und die Kramers waren sich schnell sehr sympathisch, wir lebten unsere Spottlust aus und bekamen auch den einen oder anderen Einblick in die Welt der etablierten deutschen Professoren: Der eine konnte beispielsweise sangesfreudig auswendig den Inhalt der Mundorgel absingen, der andere berichtete zu fortgeschrittener Stunde nach Absingen der *Giovinazza*, wie man als Italienischdolmetscher für Adolf Hitler den Weltkrieg überstanden hatte, der dritte war in seinem Innenleben nicht *mămăligă*-resistent und drängte sich an der Toilette – seines höheren Ranges gewiss – vor.

Einen tieferen Eindruck in die rumänische Wissenschaftswelt der siebziger Jahre, die geprägt war von Hoffnungen des Nachwuchses, die wenig später verflogen, konnten wir dann schon gemeinsam erwerben, bei einem Bukarester Sommerkurs im September 1972, der für uns der zweite und für Wolfgang Dahmen der erste war. Wir konnten die erste Garde der Linguistik in der Gestalt von Iorgu Iordan, Alexandru Graur und Alexandru Rosetti kennenlernen, eine Gelegenheit, die wir bei Personen gleichen Kalibers in Deutschland nie gehabt hätten. Beeindruckend war es für uns, wie eine jüngere Generation, beispielsweise Boris Cazacu oder Maria Iliescu, sich bemühte, den Anschluss an die Forschungswelt des Westens aufrechtzuerhalten – die von Iorgu Iordan initiierte *Crestomație romanică*, übrigens noch heute die beste gesamtromanische Textsammlung mit Kommentar, bewies, was die Romanistik Rumäniens damals auch unter schwersten äußeren Bedingungen zu leisten im Stand war.